

Leseprobe aus:

Kirsten Fuchs

Heile, heile



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Es geht los und nicht, um anzukommen. Der Samstag, an dem sie das Klingelbrett auf dem Trödelmarkt kaufte, war so außergewöhnlich kalt für Anfang November, dass der Wetterbericht jede halbe Stunde wiederholte, wie außergewöhnlich kalt es für Anfang November sei. Beim dritten Mal «außergewöhnlich kalt» stand sie endlich auf und schaltete dem Radiowecker den Mund aus. Sie zog sich etwas außergewöhnlich Warmes für Anfang November an und fuhr mit dem Fahrrad zum Trödelmarkt.

Sie trank einen Kaffee im Bahnhof am Imbiss im Stehen am Tisch. Richtig schlimmer Imbisskaffee. Bitter, bitter! Der Verkäufer sollte in der Hölle den ganzen Tag diese Plörre saufen müssen. Sie stierte in irgendeine Richtung, und manchmal liefen Menschen durch ihren Blick.

Adrian hatte sich vor drei Wochen getrennt. Schrecklich, schrecklich! Und noch ein Schrecklich, für jede Woche eins. Ohne ihn fühlte sich alles an wie versalzene Schürfwunden. Sie wollte Adrian etwas so Unglaubliches zum Geburtstag schenken, dass er sie wenigstens wieder an seinem Leben beteiligen würde, worauf er seit der Trennung lieber verzichtete. Das fand sie außergewöhnlich kalt für Anfang

November. Er sollte durch ihr Geschenk erkennen, dass sie wenigstens seine beste Freundin war. Sie log sich natürlich die Hucke voller gebogener Balken, denn er sollte nicht nur erkennen, dass sie seine beste Freundin war, sondern auch seine beste Frau, sein bester Mensch.

Der Trödelmarkt war voller Menschen, trotzdem liefen die Geschäfte eher kläglich. Sie standen geradezu. Wenn es irgendwo auf der ganzen Welt etwas gäbe, das Adrian gefallen könnte, sehr gefallen könnte, so sehr gefallen könnte, dass sie selbst ihm wieder gefiel, sehr gefiel, so sehr gefiel, dass er ihr vergeben würde, dann nicht auf diesem Trödelmarkt. Sie müsste eine Zeitmaschine finden und kaufen und dann sechs Wochen zurückwuppen, um nicht fremdzugehen. Oder sie würde drei Wochen zurückwuppen und Adrian nicht beichten.

Adrian hatte nicht gesagt: «Bete Ave-Marias und Rosenkränze und was du sonst noch beten kannst.» Er hatte gesagt: «Ich zieh aus.»

Ihr Angebot war, dass sie doch erst mal ausziehen könne. Von erst mal wollte Adrian gar nichts wissen. Es ging ihm um ein dauerhaftes Erst-mal, solange man erst mal lebt.

Sie zogen dann beide aus, weil die Wohnung für einen allein zu groß war. Eine Woche schlief Adrian auf dem Sofa, obwohl das die Schäm-dich-Schlafefcke für sie gewesen wäre, aber er wollte nie wieder im gemeinsamen Bett liegen, wo sie vielleicht ...

«Nein, nicht hier. Ich hab nicht hier», beteuerte sie, aber er hatte keine Lust, ihr irgendwas zu glauben. Sie war von heute auf morgen Schlangemund.

Eine Zeitmaschine gab es auf dem Trödelmarkt nicht, so wie sie das überschauen konnte, aber sie wusste auch nicht genau, wie eine Zeitmaschine aussah. Vielleicht war es der Holzroller mit dem mit Pflaster umwickelten Lenker, die Kaffeemühle, auf der eine Windmühle abgebildet war, der Hornkamm, die Musikkassette ohne Hülle und ohne Beschriftung, der Küchencalender aus dem Jahre 1976, bedruckt mit Darstellungen von Schnittblumen, das Kartenspiel, bei dem unter Garantie eine Karte fehlte, Bube, Dame, kein König, Ass.

Weil sie zu lange den hässlichen Kalender betrachtet hatte, sprang der Händler sie verbal an. Er erklärte, dass das Jahr 1976 identisch sei mit dem nächsten Jahr. Der Händler sprach über Schaltjahre, und sie sah etwas, das von all dem Trödelmarkttrödel noch am ehesten eine Zeitmaschine sein könnte: ein Klingelbrett voller handgeschriebener Namen, klebrig verdreht. Eine Familie hieß Klöthgen. Igitt, igitt. Wie Imbisskaffee.

«Wollen Sie den Kalender nun kaufen?»

«Nein», sagte sie erstaunt, und nochmal mit Kopfschütteln: «Nein.»

Der Händler setzte sich auf seinen Campingstuhl zurück und ließ von ihr ab. Er hatte wieder einmal mehrere Sätze umsonst gesagt. Sie konnte unmöglich weiter dort vor dem Stand stehen, ohne etwas zu kaufen. Ihre Augen suchten den Tisch ab: eine Kaffeebüchse der Firma Tchibo mit einem zu großen Deckel der Firma Eduscho, ein Sparschwein in Form eines Kaktus, ein Sparkaktus. Der Händler räumte seine Halswirbel auf, es knackte wie ein Zweitehandnackten.

«Wie viel kostet denn das Klingelbrett?»

«Die Türanlage?», fragte er. «Die ist ganz alt und gut erhalten. Für Sie fünfzehn.»

«Euro?», fragte sie erstaunt.

«Ja, Euro. Oder haben Sie noch Mark? Dann kostet sie dreißig Mark.» Er lachte. Sie zögerte. Er lachte immer noch. Sie immer noch nicht.

«Nee», sagte sie.

«Zehn Euro, und Sie nehmen den Kalender dazu.»

Das war aus ihrer Sicht betrachtet, wenn sie das aus seiner Sicht betrachtete, nicht gut gehandelt. Die Geschäfte mussten wirklich schlecht laufen an diesem Samstag.

«Für neun», sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. Das erste Mal in ihrem Leben war sie gut darin zu feilschen, weil sie das erste Mal um etwas feilschte, das sie gar nicht haben wollte.

«Ich nehm den Kalender und das Klingelbrett für sechs», beschloss sie, «letztes Angebot», beschloss sie, weil sie eben für sechs bekam oder sofort ging.

Dem Händler wurde nach seinen Füßen in den dünnen Turnschuhen das Lachen kalt. «Harte Frau», sagte er, nicht ohne Anerkennung, und verkaufte ihr die zwei Gegenstände für sechs Euro.

Wenn 1976 identisch war mit dem nächsten Jahr, wüsste sie wenigstens, was sie zu erwarten hatte. Sie würde nochmal vierten Geburtstag feiern, Ulrike Meinhof würde sich nochmal erhängen, und der Palast der Republik würde ganz in der Nähe des Trödelmarkts nochmal feierlich eröffnet werden. Sie stopfte die zwei Gegenstände in den Rucksack und verließ mit einem Tempo den Trödelmarkt, als hätte sie etwas Hochexplosives bei sich.

Was will eigentlich dieser dusslige Fisch, der sich auf al-

len Singlepartys herumtreibt, mit einem Fahrrad, dachte sie, als sie nach Hause radelte. Klingelbrett sucht Kalender. Frau sucht Heimweg.

Als sie zu Hause ankam, waren ihre Hände außergewöhnlich kalt für Anfang November. Sie fand sich außergewöhnlich blöd für Anfang dreißig. Warum hatte sie diesen Kalender gekauft? Und das Klingelbrett erst. Bevor sie die Haustür aufschloss, sah sie sich das erste Mal das Klingelbrett an, auf dem ihr eigener Name stand. Meiler. Das Klingelbrett an ihrem Haus war auch keine Schönheit. Vielleicht war ein Klingelbrett ein Gegenstand, den es in schön nicht gab, so wie Steckdosen. Frau Meiler dachte, dass, wenn in vielen Jahren dieses Haus abgerissen sein wird, wenn wir alle hier weggezogen sein werden, dann irgendeine Frau, in einem Jahr, das identisch sein wird mit 1976, von einer Trennung schwer anlädiert, das hässliche Klingelbrett dieses Hauses kaufen wird, ohne zu wissen, warum. Frau Meiler schloss die Haustür auf, polterte mit ihrem Fahrrad die Kellertreppe runter und wunderte sich, dass sie «Wir» gedacht hatte und in dieses Wir ungefragt die anderen Mieter mit reinzerzte. Sie dachte im Keller «unser Keller, unser Lichtschalter, unsere Ratte». Die Ratte ließ das Rattengift aus den Pfötchen fallen und flüchtete. Ein Leben gerettet.

Frau Meiler ging die Treppen hinauf, «unsere Treppen, unser Linoleum», und schloss die Wohnungstür auf, «aber meine Wohnungstür». An der Klingel stand R. Meiler. R. Meiler ließ ihren Rucksack gleichzeitig mit der Tür fallen, auf den Boden das eine und ins Schloss das andere. Dann setzte sie sich auf den Hocker und kickte die Stiefel in die Tiefen des Flurs. R. Meiler saß noch eine Weile im Flur,

der mit mehreren Türen die Möglichkeiten aufzeigte, in der Stube weiter einsam zu sein, im Bad einsam zu sein, in der Küche einsam zu sein oder zum Einsamsein gleich ins Schlafzimmer zu gehen und dort zu weinen. Heule, heule.

Sie entschied sich für die Stube, weil da der Fernseher war. Ihre Hände tauten langsam, jedoch ohne dass Wasser aus ihnen abtropfte. Sie tauten so, wie wenn eine Tüte mit einem Brocken Kartoffelsuppe aus dem Gefrierfach genommen wird. Die Flüssigkeit blieb in den Händen wie in Tüten. Als ihr die Kartoffelsuppe im Gefrierfach einfiel, hatte sie gleich keinen Appetit. Für sich alleine kochen schmeckt nicht. Wenn jemand in ihrer Nähe gewesen wäre, hätte sie «Ach ja» sagen können, aber es war niemand da. Und wäre jemand da gewesen, wäre ihr nicht so sehr danach zumute, «Ach ja» zu sagen. Das ist das Problem an «Ach ja».

Sie hing im Sessel und sah einen Sender, der damit warb, nur Originale zu zeigen. Das klang besser als Wiederholungen. Bill Cosby stellte seinen Kindern eine pffiffige Erziehungsfall. Danach spielte Alf mit Essen. Dass sie eingeschlafen war, bemerkte R. Meiler erst, als sie wieder aufwachte. Und dann erst klingelte das Telefon.

«Ja», meldete sie sich.

«Hallo, Rebekka!»

Johanna sagte nie: «Hier ist Johanna», nicht mal: «Ich bin's», aber Rebekka wusste immer, dass es Johanna ist, wenn es Johanna war, weil Johanna sich zum Telefonieren verabredete. Sie sagte: «Ich rufe Samstagnachmittag an», und dann rief sie Samstagnachmittag an.

«Na, hast du was für Adrian gefunden?»

Ausatmend: «Nichts.»

«Gar nichts?»

«Ich habe schon was gekauft, aber ...»

Johanna fand sowohl den Kalender irgendwie gut, «genial», sagte sie, als auch das Klingelbrett, «spannend», sagte sie. «Und wie geht's dir so? Adriantechnisch meine ich.»

Rebekka versuchte vorsichtig anzudeuten, dass es ihr so schlecht ging wie noch nie einem Menschen zuvor, aber Johanna holte lauter Positivfähnchen heraus und winkte damit fröhlich. Rebekka kam sich veräppelt vor. Sie winkte nicht zurück.

«Na, wie auch immer. Wollen wir heute was machen?», fragte Rebekka.

«Ahhh, heute habe ich keine Zeit. Nee. Lars kommt gleich her. Wie findest du morgen?»

Morgen fand Rebekka gut. Morgen fand Rebekka immer gut, weil in dem Wort «morgen» die Hoffnung steckte, dass über Nacht die beiden Haudegen Freude und Kraft wieder zu ihr zurückkehren würden.

«Ich komm einfach zum Frühstück zu dir, muss doch mal sehen, wie weit du mit der Wohnung bist. Ich ruf dich an, und dann können wir ja nochmal auf einem anderen Trödelmarkt was für Adrian suchen.»

«Dann kauf ich wieder so einen Quatsch wie das Klingelbrett.» Einwurf Rebekka.

Johanna legte ein für alle Mal fest, dass das Klingelbrett toll sei. Ohne es gesehen zu haben, beschloss sie, dass sich daraus etwas machen ließe. «Mach was draus! Kopf hoch, Bekka!» Punkt Johanna.

«Kopf ab, Hanna!» Satz Bekka.

Rebekka räumte die Wohnung auf, weil Johanna am nächsten Tag vorbeikommen würde. Sie hatte «Kopf ab!» zu Jo-

hanna gesagt, und die hatte weder darüber gelacht noch dagegen protestiert. Sicherlich war Johannas Gehirn mit der Vorfreude auf Lars beschäftigt gewesen, deshalb hatte sie das rüde «Kopf ab!» nicht gehört. Freundin Johanna war einfach nicht brauchbar, wenn es irgendwo nach Lars roch. Lars ging immer vor, weil er sich nicht so oft aus seiner Ehe rauswindeln konnte, um zu seiner Affäre zu schleichen. Über ein Jahr lief das schon mit Johanna und Lars. So was heißt Affäre. So was kann man übelnehmen, aber Rebekkas Ausrutscher mit einem Exfreund doch nicht, ein Mann, mit dem sie schon vor Adrian geschlafen hatte. Der in einer anderen Stadt wohnte. Das war eine Wiederholung, kein Original, das war nur Hannes. Das konnte doch nichts wegnehmen, nichts zerstören, nichts ändern. Hatte es aber. Hatte es aber. Hatte es aber. Rebekka würde sich gerne als Entschuldigung vor den Augen von Adrian in den Arsch beißen. Sie ärgerte sich, dass sie dazu nicht gelenkig genug war. Yoga müsste sie anfangen, damit sie sich in den Arsch beißen könnte. Sie ärgerte sich über Johanna und ihr «Mach was draus». Das Einzige, das Rebekka aus allem machte, war Ärger. Sie war wie ein Ärgerrumpelstilzchen, das aus allem Ärger spinnen konnte. «Mach was draus» war doch nur Geseier, mit dem verlassene Frauen beruhigt werden sollen, damit sie nicht töten, ihn oder sich selbst oder eine gute Freundin gar. Was sollte sie denn aus einem Klingelbrett machen? Sollte sie aus dem Klingelbrett ein Fahrrad machen? Ein Fahrrad, das einen Fisch sucht? Und aus dem Fahrrad könnte sie dann einen neuen Mann machen? Und dem kochte sie dann freitags Fisch? Mach was draus! Das sollte Rebekka doch nur daran erinnern, dass jedes Ende auch ein neuer Anfang war, der auch wieder zu Ende gehen würde. Mach was draus!

Rebekka könnte ihre viele Zeit der Volkshochschule anvertrauen und Kissen besticken mit dem Satz «Hier sitzt kein Mann». Sie könnte einen ganz verrückten Kuchen backen, mit Badminton anfangen, was mit dem Badmintonpartner anfangen, und wenn es mit dem Sportsfreund wieder vorbei war, dann: «Tja, mach was draus!»

Die Energie für den Wohnungsputz war pupsgleich entfleucht. Warum sollte sie aufräumen für Johanna? Am Tag ihres Einzugs hatte Freundin Johanna einen Anruf von ihrem Larsi erhalten, der zwei Schäferstündchen im Sonderangebot hatte. Und wer weg war, war Johanna. Sie verschwand so feucht und fröhlich, dass sie fast zu Lars hätte schwimmen können. «Soll ich danach wiederkommen?», hatte sie Rebekka noch gefragt. «Kannste dir stecken», war Rebekkas Antwort. Das fand Johanna lustig, wegen anzüglich, haha.

Nach Alf kam Bonanza. Ein Bruder war verliebt, ein Bruder vermisste die Mutter, der dicke Bruder fraß, ein Rind kalbte. Rebekka versuchte, einen Joghurt zu essen, aber es war wie Katzen mit Zwiebeln füttern. Adrian saß in seiner neuen, nach Farbe riechenden Wohnung und aß allein, während sie ebenso allein in ihrer neuen, nach Farbe riechenden Wohnung hockte und nicht aß.

Rebekka hatte Adrian beim Tanzen kennengelernt. Die unverputzten Wände des Kellerraums saugten den Schweiß der jungen Leute auf, aber Rebekka behielt ihren Schweiß an dem Abend lieber für sich. Sie verharrte in der Zwickmühle, in die sie mit vierzehn eingezogen war, dass sie den Moment gerne genießen wollte, aber sich zu sehr darüber

bewusst war, dass sie ihn genießen wollte. Am schlimmsten war es, wenn sie irgendwo Eintritt bezahlt hatte. Dann wollte Rebekka sich ganz viel freuen, um den Preis des Eintritts abzufreuen. In der Hoffnung, dass Alkohol helfen könnte, stand sie am Tresen und trank Bier. Johanna tanzte, von solchen Zwickmühlen gar nichts wissend, mit Jenny derwischgleich ihre Haare in Filz. Jenny war eine Freundin aus der Berufsschulzeit. Rebekka fand sie dumm wie Diät-nahrung, völlig ohne Inhaltsstoffe. In der Ausbildungszeit konnte Rebekka noch mit der Diät-nahrung reden, die restliche Klasse war geistig gleich ganz im Hungerstreik, aber nach der Ausbildung hatte es sich für Rebekka ausgejennyt. Johanna wollte Jenny unbedingt jedes Mal dabei haben, wenn es tanzen ging. Sie waren inzwischen seit einem Jahr drei fertige Reiseverkaufsfrauen, deren eigene Reisen am Wochenende nur in diesen Club gingen.

Johanna hopste mit Jenny herum, und beide hielten kichernd die Hand vor den Mund, wenn sie jemandem auf die Füße sprangen. Sorry, sorry. Rebekka wartete an der Bar auf Spaß oder wenigstens eine eigene Entscheidung. Sie war unentschieden, ob sie stinkig auf Johanna war, weil die versprochen hatte, Rebekka irgendwann nach Hause zu fahren. Rebekka sah schon, dass Johannas Nacht erst enden würde, wenn das Tageslicht die Nacht beendete.

Johanna kam verschwitzt zu ihr, weil Jenny auf die Toilette gegangen war, und spuckte ihr ins Ohr: «Du willst gehen, wa?»

Rebekka zuckte die Schultern. Sie schrie nicht gern in der Disco herum. Das war auch der Grund dafür, dass Johanna und Rebekka ihr eigenes System hatten, Männer in Discos zu bewerten, ohne sich anzuschreien. Sie zogen Gesichter,

die aussahen wie nach dem Kosten von Erdbeeren, Bier, Brot, Schlamm, Kapern oder Zitrone. Es ging um lecker oder nicht lecker und wie sehr lecker und wie sehr nicht lecker. Johanna war zu der Zeit solo, wie eigentlich fast immer, nachdem sie drei Jahre mit einem Typen zusammen gewesen war, der so ein großes Arschloch war, wie nicht mal Wale eins haben. Johanna fand danach fast alle Männer Brot, ein Grundnahrungsmittel, das man immer essen kann, weil man davon satt wird. Manchmal fand sie einen Mann auch Bierchen, kein wirklich leckerer Geschmack, aber wenn man sich dran gewöhnt hatte, eine schöne Alltagsdroge. Johanna tanzte gern Brotmänner an. Sie suchte gar keine Erdbeere. Johanna küsste Brot, schließ ein paarmal mit Brot, und weg war Brot. Rebekka war seit zwei Jahren mit Hannes zusammen und spielte darum das Spielchen mit dem Männerbewerten nicht mehr mit viel Hingabe. Wenn der Einkaufswagen voll ist, dann ist er eben voll.

Als Rebekka Adrian sah, wollte sie den Einkaufswagen auskippen und ihr Geld zählen, obwohl sie wusste, dass die paar Kröten nicht reichen würden. Adrian war so ein hübscher Typ, wie die Pubertätsrebekka davon einige aus der BRAVO ausgeschnitten hatte, die manchmal durch drei feuchte Paar Mädchenhände aufgeweicht und zerfleddert bei ihr angekommen war. Diese Jungs hatte sie bis zum Zuckerschock angestarrt. Diese Typen hatten Mädchenfrisuren, Sternchenaugen, rote Bäckchen – sie waren wie die Kinder, die man mal haben wollte: süß. Es waren aber auch die Typen, die ihre Fotos, als die Achtziger vorbei waren, gut verstecken mussten, damit keiner einen Lachkrampf bekommt: weiße Jeans, Strähnchen, peinlich, peinlich. So einer stand da. So einer!